

Predigt über Lukas 10,29-37 „Mitleid und Schadenfreude“ 7. 8. 2022

Jesus unterhält sich mit einem Schriftgelehrten über die Nächstenliebe. *Der Schriftgelehrte fragte Jesus: »Wer ist denn mein Mitmensch?« Jesus erwiderte:*

»Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs wurde er von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn bis aufs Hemd aus und schlugen ihn zusammen. Dann machten sie sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg herab. Er sah den Verwundeten und ging vorbei. Genauso machte es ein Levit, als er zu der Stelle kam: Er sah den Verwundeten und ging vorbei.

Aber dann kam ein Samariter dorthin, der auf der Reise war. Als er den Verwundeten sah, hatte er Mitleid mit ihm. Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn in ein Gasthaus und pflegte ihn. Am nächsten Tag holte er zwei Silberstücke hervor, gab sie dem Wirt und sagte: »Pflege den Verwundeten! Wenn es mehr kostet, werde ich es dir geben, wenn ich wiederkomme.«

Jesus fragte den Schriftgelehrten: Was meinst du, wer von den dreien ist dem Mann, der von den Räubern überfallen wurde, als Mitmensch begegnet?« Der Schriftgelehrte antwortete: »Der Mitleid hatte und sich um ihn gekümmert hat.« Da sagte Jesus zu ihm: »Dann geh und mach es ebenso.«

Liebe Gemeinde,

ich weiß auch nicht was da bei der Überlieferung schief gelaufen ist. Manchmal ist das ja wie bei „Stille Post“. Aber eigentlich geht die Geschichte natürlich so:

„Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs wurde er von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn bis aufs Hemd aus und schlugen ihn zusammen. Dann machten sie sich davon und ließen ihn halb tot liegen. - Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg herab. Er sah den Verwundeten und hatte Mitleid mit ihm, denn er war ja schließlich ein Priester. Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und verband sie. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier, verwarf sogleich alle seine Reisepläne, nahm ihn mit zu sich nach Hause, und pflegte ihn dort aufopferungsvoll.“

Ja, ich verstehe schon, dass Jesus die Pointe bewusst anders gesetzt hat, dass es ausgerechnet ein Samariter sein musste, der hilft, einer also, der Jesu Zeitgenossen wegen seiner falschen Konfession irgendwie suspekt war. Aber dass ein Priester - ein Kollege also - einfach so an dem Verwundeten vorbei geht, dass kann ich doch nicht so stehen lassen. Denn es entspricht überhaupt nicht meiner Beobachtung. Na vielleicht waren die Priester zur Zeit Jesu ja doch noch von einem anderen Schlag.

Um „Mitleid und Schadenfreude“ soll es heute gehen. Und so habe ich also diese uns sehr vertraute Geschichte ausgewählt, um Ihnen in drei kleinen Abschnitten etwas über Mitleid zu erzählen - wobei ich allerdings lieber den Begriff „Mitgefühl“ verwenden möchte, weil der nicht so wehleidig klingt und weil man ja auch durchaus auch Glücksgefühle miteinander teilen kann. Also meine drei Abschnitte handeln vom ‚Segen des Mitgefühls‘, vom ‚Ursprung des Mitgefühls‘ und von den ‚Grenzen des Mitgefühls‘.

Mit dem Segen des Mitgefühls will ich beginnen, weil ich gerade vor ein paar Tagen mit einem älteren Herrn sprach, dessen Frau vor ein paar Monaten verstorben ist und der nun

irgendwie allein zurecht kommen muss. Er bekäme so großartige Unterstützung, schwärmte er. Nicht nur von seiner Familie, sondern auch aus der Nachbarschaft. Da kocht eine Nachbarin einfach eine Portion mehr und bringt ihm etwas zum Essen rüber. Da kommt jemand vorbei, um mit ihm die Sachen seiner Frau durchzusehen. Das alles geschieht so ganz selbstverständlich und trägt dazu bei, dass dieser alte Herr nach einer langen Ehe über den Verlust seiner Frau hinwegkommt und sich in seinem neuen Leben einrichten kann.

„Mitleid“, das merken wir auch hier, ist eigentlich gar keine passende Vokabel. Das Wort „Mitleid“ hat für mich so etwas paternalistisches, eine Bewegung von oben nach unten, so wie der Barmherzige Samariter sich zu dem herabbeugt, der da am Boden liegt. Aber eigentlich geht es doch um Anteilnahme auf Augenhöhe, um Einfühlung in die Situation des Anderen. Was da in dieser Nachbarschaft geschieht, ist „Mitgefühl“ im allerbesten Sinne.

Und nun könnte ich ein Loblied anstimmen auf den Segen des Mitgefühls, weil ich solche Geschichten, wie ich sie gerade beschrieben habe, doch immer wieder höre. Es ist so wunderbar, wie Menschen einander im Blick haben und sich gegenseitig unterstützen als sei ihnen die fürsorgliche Haltung des Barmherzigen Samariters in Fleisch und Blut übergegangen. Natürlich ist es keineswegs so, dass Christinnen und Christen dieses Mitgefühl für sich gepachtet hätten, aber die zweite Strophe meines Lobliedes könnte durchaus davon handeln, wie viele wunderbar mitfühlende Menschen sich in unseren Kirchengemeinden engagieren. Und zur Ehrenrettung des Priesters in Jesu Geschichte (und damit natürlich auch zur eigene Rehabilitation) würde ich noch eine dritte Strophe für die Hauptamtlichen anfügen und zu denen gehören auch der Küster, die Friedhofsgärtnerin, die Gemeinsekretärin, die einfach mal zuhören, wenn jemand etwas loswerden muss. Mein Lied vom Segen des Mitgefühls wäre lang.

Aber ich habe ja auch versprochen, davon zu sprechen, wo dieses Mitgefühl im Menschen herkommt. Da knüpfe ich an das an, was ich in der vergangenen Woche über „Stolz und Scham“ erzählt habe. Etwa in den ersten drei Lebensjahren bilde sich der innerste seelische Kern unserer Persönlichkeit, hatte ich gesagt. In dieser innigen Kommunikation zwischen Eltern und Kind durch Berührung, durch Blicke, durch den Klang der Stimme findet der kleine Mensch zu sich selbst. Ich hatte den Psychoanalytiker Heinz Kohut zitiert, der davon spricht, das Kind käme gewissermaßen durch den „Glanz in den Augen der Mutter“ zum Leben. Kohut formuliert das übrigens an anderer Stelle mit durchaus religiösen Vokabeln, wenn er von der „Gnade“ der lebenserhaltenden Freude am Kind“ schreibt oder vom „göttliche Echo“ ohne das ein Mensch nicht leben könne.

Es fällt uns wahrscheinlich allen leicht, uns einen quengelnden Säugling in seinem Stubenwagen vorzustellen. Und dann haben wir vor Augen, wie Mutter oder Vater sich mit sanften, beschwichtigenden Worten über ihr Baby beugen, es streicheln oder vielleicht hochnehmen. „Was fehlt dir denn...?“ Und obwohl der Säugling mit seinem doch recht eingeschränkten Wortschatz das kaum angemessen artikulieren kann, haben die Eltern doch schon bald herausgefunden, ob das Quengeln gerade „Brust“ bedeutet oder „Windel“ oder einfach „Kuscheln“.

Das Kind erlebt also, wie die Eltern sich in seine Befindlichkeit hineinversetzen, sich gewissermaßen mit dieser Stimmung für eine Weile identifizieren. Sie spiegeln die Freude des Kindes wieder, sie halten seine Unlustgefühle stellvertretend für den Säugling in sich aus. Durch die angemessene Empathie entsteht Selbstwertgefühl in dem kleinen Menschenkind, das großartige Gefühl, liebenswert zu sein. Davon habe ich in der vergangenen Woche erzählt.

In dieser Woche ergänze ich: So tragen sie dazu bei, dass auch das Kind ein emphatischer Mensch werden kann. Die Fähigkeit zum Mitgefühl wird also bereits in einer sehr frühen Phase des Lebens angelegt.

Aber ich wollte ja auch von den Grenzen des Mitgefühls sprechen. An solche Grenzen stoßen auch die jungen Eltern, denn so ein kleiner Wurm kann einen ja in den ersten Monaten enorm fordern. Und weil die Eltern ganz normale Menschen sind und nicht Supermama und Superpapa, können sie dem Kind natürlich nicht jegliches Unlustgefühl vom Hals halten. Wenn der Säugling nach dem Verlassen der Fruchtblase und dem Durchtrennen der Nabelschnur vielleicht anfangs das innere Bild aufrecht erhält, mit den Eltern in einer Blase der Grandiosität, der paradiesisch-unbegrenzten Möglichkeiten zu leben, so wird es nach und nach durch angemessene Frustration ein realistisches Bild entwickeln: Ich bin prima, meine Eltern sind prima - aber niemand von uns verfügt über unbegrenzte Möglichkeiten. Es entsteht, was man einen ‚gesunden Narzissmus‘ nennen kann.

Über pathologische Narzissmus will ich hier nicht reden. Also darüber, dass manche Menschen in ihrer frühen Kindheit so wenig Empathie und Nähe erfahren haben, dass ihnen selbst auch jegliche Fähigkeit zur Einfühlung fehlt. Das ist sehr tragisch! Aber glücklicherweise gelingt doch bei den allermeisten dieser ‚gesunde Narzissmus‘ mehr oder weniger. Und nur auf dieses ‚weniger‘ will ich noch kurz zu sprechen kommen. Und dabei hilft mir der Barmherzige Samariter - besonders in meiner Lesart mit dem aufopferungsvollen Priester. Ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit will ich Ihnen erzählen, was für Persönlichkeiten sich herausbilden können, wenn die Entwicklung eines realistischen Selbstbildes nicht optimal zustande kommen konnte - wie gesagt: jenseits alles Pathologischen! Ich rede nicht über Krankheiten, sondern über Charakter, der sich so oder anders geformt hat.

Für den ersten Persönlichkeitstypus leihe ich mir noch einmal den am Boden liegenden Verletzten aus, der zunächst zweimal übersehen oder missachtet wird. Persönlichkeiten dieses Typus leben mit dem ständigen Gefühl, nicht gesehen zu werden. „Du hast mich schon wieder nicht beachtet.“ „Nie bekomme ich genug Anerkennung.“ Das ausgehungerte Selbst sehnt sich danach, von außen von anderen Personen genährt zu werden - und wird doch nie satt. Der ‚Glanz in den Augen der Mutter‘ - oder des Pastors - reicht nie aus. Ich kann nicht ausschließen, dass Sie Persönlichkeiten dieses Typus auch aus kirchlichen Kontexten kennen.

Den zweiten Persönlichkeitstypus treffen wir wahrscheinlich eher bei den Rotariern oder beim Opernball als in der Kirche. Weil die Eltern der frühen Kindheit nicht ganz so ideal grandios waren, leiht man sich nun die Grandiosität bei anderen, umgibt sich mit Reichen und Erfolgreichen, mit Klugen und Schönen. Die ‚Serviceclub-Variante‘ dieses Typus ist also mit der Chefärztin und dem Staatssekretär per Du. Im kirchlichen Kontext reicht es machen bereits, Pastorin oder Pastor persönlich zu kennen. Das ist doch bescheiden! Vor allem aber ist Gott geeignet, an die Stelle der idealisierten Eltern zu treten. Mit Worten aus dem Johannesevangelium formuliert: „Ich und der Vater sind eins.“ Was für ein tolles Gefühl! Bezogen auf Jesu Gleichnis ist das eine Variante des am Boden Liegenden. Der leiht sich gewissermaßen die Gesundheit des Samariters.

Der dritte Persönlichkeitstypus schließlich ist der Samariter selbst. Oder in meiner Version der Priester, weil dieser Typus gerade unter den Hauptamtlichen der Kirche besonders häufig vertreten ist. Das hilflose Kind in ihm, das nicht genug ‚Glanz in den Augen der Mutter‘ entdecken konnte, versucht nicht außerhalb seiner selbst satt zu werden wie bei den beiden eben beschriebenen Typen, sondern es entwickelt die Idee, selbst großartig sein zu müssen. Und so bekommen wir es also mit einer Person zu tun, die ein ausgesprochen

hohes Selbst-Ideal entwickelt hat. Menschen dieses Samariter-Typs opfern sich ein Leben lang auf und versuchen so, ihre eigene Hilflosigkeit dadurch abzuwehren. Im Gewähren von Hilfe erleben sie sich als kompetent, als mächtig und wirkmächtig. Ihr Lohn ist ein hohes Maß an Anerkennung. Ihr Preis oft die totale Erschöpfung. Denn im Hin- und Herschwanken zwischen Größenphantasien und Ohnmachtsgefühlen müssen sie immer wieder neue Aktivitäten entwickeln. Bis zum Zusammenbruch.

Übrigens: Falls Sie gewartet haben, dass ich nun endlich etwas zum Stichwort ‚Schadenfreude‘ sage: Die gehört hier her. Denn groß und mächtig darf ich mich ja nicht nur fühlen, wenn jemand anders hilfsbedürftig ist. Sondern auch dann, wenn seine Schwächen offen zu Tage treten.

Mitgefühl, das haben Sie hoffentlich vom Anfang noch deutlich im Ohr, ist ein großer Segen für unser Miteinander. Und wir haben so viele wunderbar mitfühlende Menschen in unserer Kirche! Nachdem ich ein wenig über die Wurzeln des Mitgefühls in unserer Seele erzählt habe, leuchtet es vielleicht ein, dass auch unter uns Leuten mit einem mehr oder weniger gesunden Narzissmus diese Sehnsucht nach Mitgefühl immer wieder aufblitzt - sei es in dem jemand fortwährend nach Anerkennung und Nähe Ausschau hält, indem jemand die Nähe von Menschen sucht, von deren Glanz ein wenig auf ihn abstrahlt, oder indem sich jemand hingebungsvoll aufopfert, um sich als potent erleben zu können. Das alles sind Varianten des gleichen Themas. Und wahrscheinlich erkennt sich jede und jeder von uns an der einen oder anderen Stelle wieder. Mir jedenfalls geht es so.

Unsere Kirchengemeinden sind großartige Orte, in denen Mitgefühl gelebt wird. Das ist, wenn ich Heinz Kohut noch einmal zitieren darf, eine ‚Gnade‘. Oder - wenn ich die Worte, die er für das einführende Miteinander von Eltern und ihr Kind formuliert hatte, einmal auf unsere Gemeinden beziehe: In unseren Kirchengemeinden erleben Menschen dieses ‚göttliche Echo‘, das sagt: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du gehörst zu mir.“ Amen.